

Allerdings wird es einer jahre-, wenn nicht jahrzehntelangen Einübung bedürfen, um aus der eingelebten und überlebten Gestalt hineinzuwachsen in die neue. Auch in dieser neuen Gestalt bleiben Autorität und Gehorsam, sie bleiben auch als „Kreuz“, denn wer Christus wählt, sagt auch ja zum Kreuz. Eines darf aber nicht vergessen werden: es geht hier um ein Stück Theologie, das nicht nur durch Diskussion und schon gar nicht im Gerede bewältigt werden kann. Es bleibt auch ein Stück der knienden und betenden Theologie. Am meisten wird sich zum Guten ändern, wenn wir nicht so sehr kritisch und fordernd auf die „anderen“ blicken, sondern selbst beginnen, Autorität und Gehorsam in dieser neuen Gestalt auszuüben, wobei die Ehrfurcht vor den anderen und das Bewußtsein, Brüder in der Liebesgemeinschaft der Kirche zu sein, oberstes Leitprinzip sein müssen.

WILHELM GÖSSMANN

Der Sprachgebrauch in der Predigt

I. Die Sprachhaltung

Schon das Wort „predigen“ klingt für unsere Ohren altmodisch, moralisierend. Es erinnert an den bekannten Predigerton, der durch Jahrhunderte vertraut, in Predigtbüchern fortlebt und heute Unbehagen bereitet. Soll man dafür das Wort „verkündigen“ gebrauchen? Es klingt neuartig, wirkt liturgisch feierlich und theologisch gebildet, ohne die Bedrängnis und Skepsis des modernen Menschen in sich aufgenommen zu haben. Wenn schon die Bezeichnung für das Predigen – Verkünden problematisch geworden ist, um wieviel mehr dann die Sprache, in der es geschehen soll. Die Erwartungstendenz der Zuhörer erfüllt sich in vorgeprägten Bahnen und nicht in der Weise inneren Weiterkommens und eigener Konfrontation. Die Begriffe predigen und verkünden sind sicherlich nicht falsch oder unrichtig, nicht einmal schlecht; sie sind eher einseitig bestimmt, sie sind kein Appell in unserem Bewußtsein. Was tut man, wenn im herkömmlichen Sinne des Wortes gepredigt wird? Man hört entweder andächtig zu oder hat abgeschaltet. Und wenn verkündigt wird? Man stimmt entweder vorbehaltlos zu oder läßt den als autoritär erfahrenen Ton nicht an sich herankommen. Andächtiges Zuhören und vorbehaltloses Zustimmen sind Sprachhaltungen, die uns in dieser Form nicht mehr gemäß sind, da sie den Glauben als ein Wach- und Bewußtwerden inmitten der Welt verharmlosen oder doktrinär festlegen.

1. These: Die Sprache der Predigt muß einer wachen Sprachhaltung der Zuhörer entsprechen. Nicht das Sprechen, sondern die hervorgerufene Form des Zuhörens ist entscheidend. Wer die Sprache der Predigt beurteilen will, muß auf seiten der Zuhörer stehen.

Wenn man als Zuhörer über die Predigt reflektiert, so fragt man sich: Komme ich durch die Predigt zum Nachdenken? Erhalten wir in der Predigt genügend Anregungen, Hinweise und Informationen? Oder werden wir durch den Predigtton emotional festgelegt? Die zuhörende Gemeinde soll angesprochen werden von einem Glaubensanspruch, der für das Leben wach macht. Das geht nicht mehr im alten Predigtstil und den damit vereinten Sprachhaltungen. Erheben, feiertäglich stimmen, aufbauen, an-

²⁰ Vgl. Krise oder Wandlung kirchlicher Autorität: *Orbis Catholicus* 20 (1966), 249–253.

dächtig sammeln, Beispiel-Geschichten erzählen, über den Sittenverfall donnern, von oben herab etwas behaupten oder verurteilen, resignativ klagen und anklagen – solche Sprachhaltungen aus der Vergangenheit verderben die Sprache der Predigt. Aber auch moderne Sprachhaltungen, wie schockieren, im theologischen Fachjargon reden – können für die Sprache der Predigt genauso verhängnisvoll sein. Die Korrektur muß bei den Sprachhaltungen beginnen, die die Wörter „predigen“ und „verkündigen“ auslösen.

II. Die Bedeutung der Glaubwürdigkeit

Die Probleme der Predigtsprache liegen nicht zuerst bei der Sprache, sondern in der religiösen Erfahrung und dem daraus entstehenden Verhältnis zur Sprache. Wer ein Gespräch führt, wer in eine öffentliche Diskussion eingreift, wer Gebete formuliert oder vom Glauben in der Predigt spricht, wird von den anderen Menschen nicht zuerst aufgrund seiner Sprache und seines Sprachstils beurteilt, sondern im Hinblick auf seine Person. Der Sprachstil wird als Kennzeichen für die innere Überzeugung gewertet. Man greift hinter die Sprache oder durch die Sprache hindurch auf die Person des Redenden¹.

Man kann nicht ausweichen oder, was dasselbe ist, sich auf allgemeine kirchliche oder bildungsmäßige Positionen zurückziehen.

2. These: Für den heutigen Menschen ist die Glaubwürdigkeit wichtiger als die Wahrheit. Deshalb muß die Wahrheit des Glaubens wahr werden durch die Glaubwürdigkeit.

Man mag dagegen einwenden: Kann die Sache oder der Sachverhalt nicht allein für sich sprechen? In vielen Fällen ist es möglich, z. B. im Bereich historischer Tatsachen, überall, wo etwas nachgeprüft werden kann, wo es strikte Beweise und Argumente gibt, auch dort, wo nur informiert werden soll. Dies aber ist im Bereich des Menschlichen und noch mehr in der Kunst wie auch der religiösen Glaubenserfahrung nur bedingt möglich. Deshalb klammert man diese Bereiche gern aus, zieht sich zurück auf das positivistisch Beleg- und Beweisbare und erhebt den Anspruch der Wissenschaftlichkeit. Darf man aber um der wissenschaftlichen Exaktheit willen das Entscheidende auslassen? Soviel dürfte sicher sein: Ein objektives Darstellen einer Sache oder eines Sachverhalts bleibt im Vorfeld des Glaubens. Wir müssen den Mut zur Subjektivität aufbringen. In einer Zeit, in der man in programmierter Weise Sprachen lernt, mit Übersetzungsmaschinen arbeitet, Computer für die Erfassung und Aufgliederung des Sprachmaterials einsetzt, wird die Frage nach der Subjektivität des Menschen umso vordringlicher. Beides ist vonnöten: möglichst objektive Information und der persönliche Standpunkt.

Die Glaubwürdigkeit gründet im Verstehen seiner selbst, im Erlebnis der persönlichen Welt jedes einzelnen. Zwar kann man die Glaubwürdigkeit noch nicht mit der Ebene des Gewissens gleichsetzen, aber es resultiert aus ihr doch der eigene Lebensweg. Wer ihn verläßt und sich nicht mehr an den eigenen Erfahrungen orientiert, wird meist nicht nur unglaubwürdig, sondern auch unwahrhaftig.

So lange kann der Mensch glaubwürdig sein, als er um sich selbst weiß. Wenn er oberflächlich lebt, muß er es wenigstens wahrnehmen. Es kann durchaus sein, daß man in dieser Hinsicht und in diesem Bereich glaubwürdig ist, in anderen weniger, daß man von diesen Menschen ohne Vorbehalt als glaubwürdig bezeichnet werden kann, von anderen nicht. Unsere Beziehungen zu den Menschen sind vielfältig, und unser Personengefüge wird in heutiger Zeit komplizierter und unüberschaubarer. Das alles

¹ Vgl. dazu mein Buch „Glaubwürdigkeit im Sprachgebrauch, stilkritische und sprachdidaktische Untersuchungen“. Hueber, München 1970. Es geht im einzelnen auch auf die Sprache der Predigt und des Gebetes ein.

spiegelt sich in unserer Sprache, in vorgeprägten Redewendungen und neuen eigenen Formulierungen.

Unsere Sprache ist in mancher Hinsicht leere Hülse, nichtssagende Phrase und äußeres Gerede geworden, sofern sie nicht von der Glaubwürdigkeit gehalten wird². Durch die Glaubwürdigkeit wird die Sprache wirklichkeitsgefüllt, bleibt menschlich offen und im Hinblick auf die menschlichen Erfahrungen wandelbar und bildsam. Eine wichtige Aufgabe ist es deshalb, mit Hilfe der Glaubwürdigkeit die Verlogenheit und falschen Faszinationen, die sich in viele Predigten einschleichen, zu entlarven. Der Rückzug auf das subjektive Prinzip der Glaubwürdigkeit erweist sich bei genauem Hinsehen geradezu als Vorstoß in eine neue geistige Position. Dadurch soll keineswegs der Prediger überfordert werden. Es genügt, wenn er innerlich überzeugend auf Jesus von Nazareth hinweisen kann. So wird der Glaube mit seinen Herausforderungen und Tröstungen glaubwürdig.

III. Auseinandersetzung mit der Rhetorik

Bis in unsere Zeit hinein war die Rhetorik ein wesentlicher Bestandteil der Predigt. Heute setzt man sich von dieser Tradition ab und versucht, die Predigt wieder stärker vom Biblischen her zu verstehen. Dadurch wird zwar der theologische Hintergrund klarer und faßbarer, aber für die sprachliche Form der Predigt ist damit noch nicht alles getan. Eine genaue Auseinandersetzung mit der herkömmlichen Stilkunst der Rhetorik ist vonnöten. Man hat sich daran gewöhnt, in der Rhetorik nur eine Lehre von stilistisch wirksamen Ausdrucksmitteln zu sehen³. Das aber war sie am Anfang gerade nicht. Damals gehörten der thematische Gegenstand und die sprachlichen Ausdrucksmittel zusammen. Das Sachinteresse stand ohne Zweifel im Vordergrund. Ähnlich wie bei der profanen Rede die öffentlichen Belange geklärt werden, so muß es auch bei der Predigt sein: Erhellung des Glaubens unter den zuhörenden Menschen. Die Reserve gegenüber allem bloß Rhetorischen ist mehr als verständlich. Pathos, einstudierte Gestik besitzen heute keine Überzeugungskraft mehr. Jeder bloß äußeren Form steht man skeptisch gegenüber. Man sieht auf den Sprechenden und erwartet von ihm, daß man seinen Worten vertrauen kann. Amt und kirchliche Autorität, die früher einer Predigt das nötige Gewicht gaben, sind im Bewußtsein der Christen zurückgetreten.

Die alten Bestimmungen der *rhetorica sacra* haben sich überlebt, jedoch nicht die Prinzipien, die darauf hinauslaufen, daß die Predigt bei den Zuhörern ankommt und ihnen von Nutzen ist.

Nicht Absage an die Rhetorik, sondern Neugewinn unter Berücksichtigung zeitgemäßer Kommunikationsformen. Der Zuhörer früherer Zeiten konnte aus seiner unversuldeten Hörigkeit noch andächtig und fromm zuhören. Kritik an früheren Predigten übersieht zu leicht diese soziologischen wie psychologischen Voraussetzungen. Die zuhörenden Christen sind heute anders geworden, deshalb sind die Verhaltensweisen beim Zuhören auch nicht mehr mit Kategorien von früher zu erfassen. Der Zuhörer macht sich in unserer Zeit seine eigenen Gedanken und will, daß dieser Freiheitsraum respektiert wird. Nicht in der Sache, sondern in der persönlichen Kontaktnahme und Beeinflussung ist er empfindlich.

Es kommt also doch darauf an, wie etwas gesagt wird. Der Holländische Katechismus könnte bei den Geistlichen eine gute sprachliche Erziehungsaufgabe übernehmen. Er

² Vgl. F. Cavelli-Adorno, Über die religiöse Sprache, Frankfurt 1965, oder W. Gössmann, Sakrale Sprache, München 1965.

³ Vgl. W. Maggas, Das öffentliche Schweigen. Gibt es Maßstäbe für die Kunst der öffentlichen Rede in Deutschland? Heidelberg 1967; H. Lausberg, Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, München 1960.

nimmt den Leser als Erwachsenen sehr ernst, und zwar in seinen Lebens- und Berufserfahrungen. Dementsprechend wird auch das theologische Interesse beachtet.

3. *These:* Voraussetzung für die Sprache der Predigt und Verkündigung ist heute die Sprache des persönlichen Glaubensgesprächs. Wer nicht mit anderen freimütig über seinen Glauben im Gespräch steht, findet auch nicht in der Predigt die richtigen Worte.

Die pastorale Sprache befindet sich vielfach wie die Lebensformen, die neuerdings damit verbunden sind, noch im Versuchsstadium: Arbeiterpriester, Telefonseelsorger, Ehe- und Familienberatung. Früher war ein solches Gespräch mit dem einzelnen fast ganz auf den Beichtstuhl (und dann im Flüsterton), die Ehevorbereitung (soweit es sie schon gab), den Besuch am Krankenbett und die Todesvorbereitung beschränkt. Sie vollzog sich auch in bewußter Über- und Unterordnung, wenngleich in liebender Zuneigung des „Hirten“ zum einfachen Hörenden.

Heute aber hat ein religiöses Gespräch nur Aussicht, wenn es Sprache auf gleicher Ebene ist. Der Telefonseelsorger muß sich zudem noch in Stimmführung und Diktion dem technischen Gerät anpassen. Sprache auf gleicher Ebene vollzieht sich in Familiengruppen, in Freundeskreisen, wo in aller Offenheit das gesagt wird, wovon man bewegt ist oder womit man innerlich nicht fertig wird. Oft sind dies Fragen der theologischen Bildung, der Vollziehbarkeit von religiösen Formen, also des Austausches von Erfahrungen sowie der Kritik an kirchlichen Verlautbarungen. Die Hemmungen, so etwas darfst du nicht sagen, das ist nicht mehr katholisch, kommen hier nicht ins Spiel. Der Sinn der Predigt liegt nach meiner Auffassung zu allererst darin, daß in den vorgegebenen Formen der Liturgie jemand auftritt und das gemeinsam gehörte Wort Gottes auf die gegenwärtige Situation hin auslegt und mit seiner Person dafür einsteht. In diesem Sinne ist die Predigt unersetzbar.

Wenn man den Sinn der Predigt so sieht, dann muß man nach literarischen und sprachlichen Formen suchen, in denen dies am besten zum Ausdruck kommen kann. Es gibt z. B. den Weg der meditativen Verinnerlichung im Zusammenhang mit der Predigt. Nachdem das Evangelium verlesen ist, wiederholt einer aus der Gemeinde mit Pausen des Schweigens die wichtigsten Worte und Sätze, vielleicht öfters, damit sie in das ruhig gewordene Bewußtsein einfallen und auf all die Widerstände treffen, die dem Wort Gottes im Wege stehen. Die eigenen Bemerkungen des Sprechenden sind kurz, gleichsam ein lautgewordenes eigenes Nachdenken, an dem die anderen teilnehmen. In unserer Zeit des Sprachkonsums, der Werbesprache, die das Verständnis des Wortes aus seiner normalen Verwurzelung im menschlichen Bewußtsein lösen, muß das Wort des Glaubens einen unzerredeten Widerhall finden.

Der andere Weg, diesem nahezu entgegengesetzt, ist der der gemeinsamen Erörterung. Im Anschluß an die Predigt wird das, was gepredigt worden ist, zur Diskussion gestellt. So wird der immer noch vorherrschende autoritäre Predigtton abgebaut. Der Prediger ist nicht Stellvertreter Gottes, er ist nicht allwissend, er sagt, wenn er überhaupt etwas Annehmbares sagen will, seine Meinung. Diese kann aber nicht undiskutiert im Raum stehen bleiben. Meist tragen die Gläubigen ihre Meinung über die Predigt mit nach Hause, ohne daß sie diese klären könnten. Die Diskussion kann sogleich nach der Predigt während des Gottesdienstes geschehen, wenn man sich von der Sakralität der gottesdienstlichen Handlung gelöst hat und im freien Sprechen auch einen Akt des Gottesdienstes sehen kann.

Bei der Diskussion kann es nicht um die Innerlichkeit des Glaubens gehen, sondern um seine jeweilige Bedeutung für die Öffentlichkeit. An Stelle eines gegenwärtigen Kirchhoffriedens könnte eine geistige Unruhe aufkommen, die die Probleme unserer Zeit in den christlichen Gemeinden verankerte. Wo ein solches Unternehmen noch zu schwer sein sollte, da sollte es wenigstens zuzeiten Gespräche oder Diskussionen nach dem Gottesdienst geben oder die gemeinsame Erarbeitung eines Themas für eine künftige Predigt.

IV. Redestil und Stilistik

Mehr noch als in der geschriebenen Sprache kann jeder einzelne in seiner gesprochenen Sprache einen überzeugenden Stil gewinnen. Sprachstil drückt Individualität aus und kann deshalb nicht ohne Nachteil von einem anderen nachgeahmt werden. Vorbilder wirken sich dann segensreich aus, wenn man sich innerlich mit ihnen auseinandersetzt. Zu diesem Prediger paßt vielleicht ein gängiger Umgangston, etwas burschikos und herausfordernd, zu einem anderen eben nicht. Man muß seine eigenen Möglichkeiten wahrnehmen und genauso seine Grenzen kennen. Hier hat die Kritik an den herkömmlichen Predigtbüchern einzusetzen. Sie sollten nur Hinweise geben und nicht alles ausformulieren. Noch besser wäre es, wenn sie nur das wissenschaftliche Rüstzeug bereitstellten, das sich nicht jeder Prediger selbst erarbeiten kann.

Der Sprachstil jedes einzelnen ist dem Wandel unterworfen. Was man vor zwei oder drei Jahren gesagt hat, kann man meist in derselben Form nicht wiederholen. Die Zeit ist weitergegangen, man hat andere Erfahrungen gemacht, der Kontakt zu den Zuhörern mag sich verändert haben. Die gesprochene Sprache lebt von Unmittelbarkeit und Gegenwärtigkeit. Schon aus der Sprachsituation herausgenommen, kann man sie kaum noch beurteilen. Deshalb ist es so schwer, nachgeschriebene Predigten auf ihre sprachliche Qualität hin zu werten. Der Zusammenhang mit den Zuhörern, ihre inneren Reaktionen fehlen nun. Die Sprechsituation läßt oft Dinge sagen, die von ihr losgelöst, banal oder falsch oder hochgestochen erscheinen.

Schon der individuelle Stil wandelt sich mit der Zeit, noch mehr der Stil der Predigt überhaupt. Bestimmte Redewendungen kommen plötzlich nicht mehr an, sie haben sich verbraucht. So müssen vor allem jene, die über öffentliche Kommunikationsmittel sprechen, ihren Stil ständig überprüfen und gegebenenfalls ändern das Feld räumen. Unser Sprachstil verbraucht sich. Er verbindet sich heute mehr denn je mit dem Modischen. Daß hier Gefahren liegen, ist unbestreitbar, aber der Rückzug auf eine überzeitliche Predigtsprache wäre noch verhängnisvoller. Durch fortdauernde Arbeit sollte man versuchen, seinen eigenen Sprachstil auszubilden und zu erhalten.

Ein Zitat von J. M. Sailer, der für seine Zeit eine überzeugende pastorale Sprache gefunden hat, möge dies verdeutlichen. Man fühlt sich bei den modischen Spracherscheinungen der damaligen Zeit, von denen er sich absetzt, an Ähnliches in der Gegenwart erinnert:

„Als ich zu philosophieren anfang, galt noch der alte Wolff als Chorführer. Mein Lehrer und Führer auf diesem Gebiete war Benedikt Stattler, der gerade damals den Kampf aufnahm mit dem neuauftretenden Philosophen Kant und der auch von diesem Denker als ein seiner würdiger Gegner erklärt wurde. Da hatte ich keinen Grund, meinen Lehrer zu verlassen, zumal er mich auch in die Theologie eingeführt hatte. Ich blieb ihm treu und redete seine Sprache, die Sprache des Evangeliums und der heiligen Väter. Als bald darauf Fichte großes Aufsehen machte und alle Gelehrten sich bemühten, in der Sprache Fichtes zu reden und zu schreiben, fand ich keinen Grund, meine mir gewohnte Sprache zu verlassen und die neue Terminologie zu lernen. Ich zweifelte auch, ob ich meine Ideen in diese Sprache zu übersetzen imstande gewesen wäre. Nun ist Schelling aufgetreten, und auch er hat wieder seine ihm eigentümliche Sprache. Ich hätte nun, wie Sie sehen, seit bald dreißig Jahren schon dreimal meine Sprache wechseln müssen... Das wäre mir eine zu große Mühe gewesen. Ich blieb und bleibe bei der Sprache des Evangeliums⁴.“

4. *These*: Der Sprachstil ist nicht eine schöne Zutat, sondern Ausdruck einer inneren ethischen Haltung. Deshalb ist auch die Arbeit an der eigenen Sprache mehr als eine ästhetische Angelegenheit; sie bewahrt die Glaubenserfahrung.

Zur Stilkritik der Predigt folgende Gesichtspunkte:

a) *Die Anrede*:

Mit welchen Worten spreche ich meine Gemeinde an? Andächtige im Herrn – Liebe

⁴ Vgl. H. Schiel, Johann Michael Sailer, Leben und Persönlichkeit, Regensburg 1948, 333.

Christen – Liebe Freunde – Österlich versammelte Gemeinde – Meine Pfarrkinder – Meine Damen und Herren? Der Möglichkeiten gibt es viele, aber welche Anredeform ist dem Zuhörer gemäß? Kann man nicht einfach profane Anredeformen übernehmen? Soll man mit dem andächtig gemachten Kreuzzeichen beginnen? Hinter jeder Form steckt eine ganz bestimmte menschliche und religiöse Haltung.

Soll man die Gemeinde mit Sie oder altüblich mit Ihr ansprechen? Darf ich im kollektiven Wir-Ton Aussagen über Schuld und Versagen machen? Bleibt dann nicht alles so allgemein, daß die persönliche Beteiligung ausfällt? Darf ich heute überhaupt in einer direkten Ich-Du-Relation sprechen? Mache ich dadurch die Zuhörer nicht zum Objekt? Wann solidarisiere ich mich mit ihnen zu früh und zu unbegründet? Muß man nicht auch oft meditativ zu sich selbst sprechen, so daß die Zuhörer an einem inneren Gedankengang teilnehmen? Die Autorität des Wortes Gottes hat in der Vergangenheit oft zu einem unkontrollierten selbstsicheren Sprechen verführt. Es darf nicht so sein, daß man mit dem Anlegen priesterlicher Gewänder und Insignien seine normale Sprache und seinen angeborenen Habitus aufgibt und als ein anderer spricht. Wie sieht es mit innerkirchlicher Höflichkeit aus? Eine freundliche Sprache – ja, die den Zuhörer als Menschen unserer Zeit respektiert und nicht sprachlich einkassiert. Der allzu bekannte Predigtton mit seinen stereotypen Wendungen läuft der Predigt zuwider! In der Predigt sollte nicht gepredigt werden!

b) *Die großen Worte:*

Da das Thema Predigt wahrlich groß ist, vergeift man sich allzu leicht in der Wortwahl. Satzfügungen werden oftmals gebraucht, die alles und rein gar nichts ausdrücken. Worte mit hoher Bedeutung stehen neben Phrasen und Klischees und werden deshalb auch zur Phrase. Es ist nicht leicht, den eingeschliffenen religiösen Sprüchen zu entgehen. Das Vorwort von H. Küng zu seinem Buch „Wahrhaftigkeit“ könnte eine solche Predigt mit allzu großen Worten sein:

„Dieses Buch ist von einer großen unerschütterlichen Hoffnung getragen: daß die katholische Kirche auch aus den nachkonziliaren Krisen erneuert hervorgehen wird. Großes wurde bisher erreicht. Größeres gilt es zu verwirklichen, damit die Zukunft der Kirche heraufgeführt wird, für die das Zweite Vatikanische Konzil Ziele, Programme, Impulse geliefert hat. Doch zu ernst ist die Lage und zugleich zu hoffnungsvoll, als daß man die Krisen verschweigen dürfte. Es gibt sie, in der Gesamtkirche und in den einzelnen Ländern, Diözesen und Gemeinden. In den beiden Ländern, in denen die konziliare Erneuerung bisher die tiefgreifendste Veränderung und die schönsten Früchte hervorgebracht hat, in Holland und in den Vereinigten Staaten, sind sie am handgreiflichsten; sie weisen sich gerade dadurch als unumgängliche Wachstumsrisiken aus.“

Ein solcher Optimismus des Superlativs verharmlost in sprachlicher Hinsicht die wahren Sachverhalte. Die Leute wollen eine hoffnungsvolle Situation, deshalb redet man sie ihnen vor. Hoffnung drückt sich heute redlicher aus.

c) *Die gefällige Diktion:*

Man kann von der Sprache her den Glauben auch allzu eingängig formulieren. Sie redet dann für sich, Worte erzeugen Worte. Dazu ein Beispiel:

„Jesus Christus aber ist gekommen, Menschen in ihrem Leid zu trösten. Sein Trost besteht darin, daß er die Wurzeln menschlichen Leidens beseitigt, indem er die Verbindung zum Vater im Himmel herstellt. Wenn das geschieht, dann kommen Schuldgedanken und ängstliche Fragen zur Ruhe. Jesu Wort, wenn es geglaubt wird, schafft einen inneren Frieden, in dem man sich in Wahrheit freuen kann.“

Ein leichter und gekonnt verfertigter Sprachstil, in dem Aussagen gemacht werden, die an sich ungeheuerlich wären und doch so simplifiziert sind, wie man es nicht ein-

⁵ H. Küng, *Wahrhaftigkeit*, Freiburg 1968, Vorwort.

mal Kindern erzählen darf, ein naives Kurz-Credo der menschlichen Rechtfertigung vor Gott. Alles löst sich in Wohlgefallen auf, kein Widerstand, keine Umsetzung in augenblickliche Einsicht und Erfahrung, Kunsthandwerk mit schönen religiösen Worten. Kein Kitsch, keine Pathetik. Der Text gleitet am Leben vorbei. Alles stimmt, und doch ist es so nicht wahr. „Man versteht gar nicht, wie da noch irgendein Mensch Schwierigkeiten haben kann!“ Bei solchen ortsüblichen Sprachgebilden muß die Kritik ansetzen, weil sie nicht von einfachen Predigern ausgehen, sondern von „routinierten“!

d) *Der theologische Fachjargon:*

An die Stelle der alten Predigtsprache droht eine theologische Begriffssprache zu treten, die zum Jargon ausartet. Ganz gewiß ist es heute notwendig, daß die Sprache der Theologie einer Predigt das wissenschaftliche Rückgrat geben muß. Die Predigt ist weitgehend theologische Aufklärung, aber gerade deshalb muß der rechte, d. h. der verständliche Gebrauch theologischer Formulierungen überprüft werden. Die Zuhörer sind keine Theologen. Ein theologischer Ausdruck ist fast immer eine Zusammenfassung von vielen Einzelüberlegungen und vielschichtigen Sachverhalten. Wird er nur als Begriff übernommen, dann verstellt er die dazu erforderlichen Vorüberlegungen, wird zur handlichen Münze und ist nicht mehr ein präzises Vergrößerungsglas unserer Erfahrungen, sondern verzerrt, vor allem, wenn das übrige Wortfeld anderen Sprachschichten angehört: Die heilsgeschichtliche Intention Gottes über dem Stall von Bethlehem — Das Volk Gottes in seiner hierarchischen Struktur mit dem Papst in Rom. Der Prediger erscheint zu gern als theologisch vorgebildet: Die heutige Predigt verträgt keinen theologischen Fachjargon.

e) *Dem Vorgeprägten ausgesetzt:*

Wie vieles ist im christlichen Sprachgebrauch vorgeformt: Bibelsprüche, dogmatische Sentenzen, Katechismusweisheiten, Gebetstafeln. Das Gedächtnis des Zuhörers ironisiert gern das Vorgeformte um eines geistigen Freiheitsraumes willen. Einerseits ist alles Vorgeprägte eine Hilfe und Stütze, andererseits muß man es abschütteln, um sich selbst zu finden. Vorgeformtes fliegt uns heute von allen Seiten zu, wir nehmen es auf, ohne es recht wahrzunehmen. Indem wir davon geprägt werden, spüren wir sogleich, wie anonym dies vor sich geht. Auf einem Flugblatt in Frankfurt a. M., das gegen den Religionsunterricht in den staatlichen Schulen anging, konnte man lesen: Laßt euch nicht religiös manipulieren! Die vorgeformte Sprache des Glaubens, so könnte es scheinen, manipuliert unser Bewußtsein.

Eine offene Sprache des Glaubens ist vonnöten, die aus ihrer Offenheit Formulierungen gewinnt, die nicht festlegen, sondern hinführen in die „Freiheit der Kinder Gottes“. Das Gesetz war vorgeformt, der christliche Glaube aber muß immer neu formuliert werden. Dazu dient die Predigt.

* Vgl. V. Sturm, Zur Krise der religiösen Sprache, in: *Dynamik der Kommunikation*, Frankfurt 1968, 33.